

## Rezensionen

Ingrid Miethe, Claudia Kajatin u. Jana Pohl Hg., **Geschlechterkonstruktionen in Ost und West. Biografische Perspektiven** (Soziologie Forschung und Wissenschaft; 8). Münster: Lit Verlag 2004, 348 S., EUR 25,90, ISBN 3-8258-7491-5.

„Es soll zusammenwachsen, was zusammengehört!“, tönte es im Herbst 1989 im deutsch-deutschen Taumel nach dem Fall der Berliner Mauer. Nach inzwischen mehr als 15 Jahren ist in den gesamtdeutschen Alltags- und Lebenswelten weniger zusammengewachsen, als zunächst von vielen erhofft; und womöglich gehört auch gar (noch) nicht zusammen, was sich in vier Jahrzehnten in zwei sehr verschiedenen politischen und gesellschaftlichen Systemen an unterschiedlichen Identitäten, Lebenseinstellungen und -welten herauskristallisiert hat. So ist immer wieder von einer Mauer zwischen den Menschen in der alten BRD und der alten DDR die Rede – nämlich jener, die im Kopf weiter bestehe. Diese mentale Mauer hat sich womöglich erst in den 1990er Jahren so richtig aufgebaut – angesichts einer hegemonialen westdeutschen Praxis, die die BRD-Lebensrealität quasi total in die nun Neuen Bundesländer hat exportieren wollen. ‚Normal‘ beziehungsweise selbstverständlich und ‚richtig‘ war und ist stets das Westdeutsche, ‚anders‘ beziehungsweise ‚falsch‘ das Ostdeutsche. In den Wissenschaften war das nicht anders, schon gar nicht in den Geistes- und Sozialwissenschaften – auch nicht in den Feministischen Wissenschaften oder der deutschen Frauenbewegung. Darauf weisen die Herausgeberinnen des Sammelbandes „Geschlechterkonstruktionen in Ost und West“, der aus einer gleichnamigen Tagung des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterstudien an der Universität Greifswald hervorgegangen ist, bereits in ihrer Einleitung hin. Es bleibt nicht beim Hinweis: Vielmehr sind einige Beiträge des Sammelbandes ein erstaunliches und mutmachendes Dokument. Wie sonst nur selten im (nicht nur deutsch-deutschen) Wissenschaftsbetrieb reflektieren und diskutieren hier Wissenschaftlerinnen „West“ und Wissenschaftlerinnen „Ost“ über Vorurteile auf beiden Seiten, Missverständnisse und Sackgassen innerhalb des deutschen feministischen Felds nach 1989 – auch über westdeutsches Dominieren wie über ostdeutsche Trotzreaktionen. Im Sinne dieser Versuche einer Verständigung kommt der biografischen Perspektive in doppelter Hinsicht eine be-

sondere Bedeutung zu. So wirft Ingrid Miethe in ihrem Beitrag „Zwischen biografischer Selbstvergewisserung und Wissenschaftsdiskurs“ einen autobiographischen und gleichsam wohltuend objektivierenden Blick auf verschiedene Phasen der „Entwicklung der Ost-West-Diskussion von Frauen(-bewegungen) seit 1989“. Miethe – in Ostdeutschland aufgewachsen und an westdeutschen Universitäten als Wissenschaftlerin sozialisiert – sieht sich selbst als „Pendlarin zwischen den Welten“ (47), hat ‚beide Seiten‘ kennen gelernt. Sie wusste daher schon früh um die Unterschiede zwischen ostdeutschen und westdeutschen Frauenwelten, verschiedene Einstellungen zu und Strukturen von Mutterschaft und Erwerbsarbeit in der BRD und DDR sowie um die Bedeutung, den der Kampf gegen den rigiden Abtreibungsparagraphen 218 für die westdeutsche Frauenbewegung gehabt hat. Dagegen war Abtreibung in der DDR bereits 1971 ohne eine autonome Frauenbewegung, die im politischen System der DDR auch nie als große soziale Bewegung hätte entstehen können, staatlicherseits legitimiert worden. Mit diesen und anderen Differenzen in ihrem jeweiligen biographischen Gepäck sind Frauen in Ost und West ab 1989 miteinander konfrontiert – und damit auch die Repräsentantinnen der Frauenbewegung und der Frauenforschung. Miethe weist auf die Möglichkeiten einer Praxis des (Auto-)Biographisierens hin, die – ohne Differenzen zu verwischen, sondern (ganz im Gegenteil) sie erst einmal offen zu legen – ein Mittel zur Verständigung sein könnte: aber freilich dann, wenn dies nicht, wie noch in den 1990er Jahren, fast ausschließlich von ostdeutscher Seite her passiere. Am Ende des Sammelbandes geben Ute Gerhard und Ingrid Miethe ein Beispiel dafür, wie ein solcher autobiographischer Dialog als reflexive Wissenschaftspraxis ablaufen könnte – auch in anderen akademischen Feldern: nicht nur zwischen Akteurinnen in Ost und West, nicht allein zwischen Frauen und nie einseitig. Denn die Differenz zwischen Ost und West ist ja nicht die alleinige Kategorie, die Gesellschaft (und Wissenschaft) strukturiert beziehungsweise von den AkteurInnen angeeignet wird. Und damit ist die zweite biographische Dimension des Sammelbandes angesprochen – nämlich die Biographieforschung selbst. Gerade die Biographieforschung, darauf weist Bettina Dausien in ihrem prägnanten Einleitungsbeitrag über „Geschlecht und Biografie“ hin, wendet sich gegen monokausale Zuschreibungen, Analysen und Schubladisierung. Es zeigt sich vielmehr ein ganzes „Gewebe“ (39) an Differenzen und Erfahrungswelten (Milieu, Generation etc.), die sich im je konkreten Zusammenwirken in den entsprechenden Biographien einmal als mehr, ein anderes Mal als weniger bedeutend herausstellen können. Keine und keiner von uns ist ausschließlich RepräsentantIn des ‚Westens‘ oder ‚Ostens‘, und wir sind nicht nur Frauen oder Männer. Auch die ‚Dimension ‚Geschlecht‘ kann ... kaum als isolierter Faden herangezogen werden, ohne das gesamte Gewebe zu zerstören.“ (39f) Im Hauptteil des Sammelbandes, der von den Selbstreflexionen der Forscherinnen umrahmt wird, beleuchten unter anderen Erziehungswissenschaftlerinnen, Slawistinnen, Soziologinnen und Sozialarbeiterinnen, welche spezifischen Geschlechterkonstruktionen beziehungsweise welche Vorstellungen und Praktiken von Männlichkeit und Weiblichkeit sich Frauen und Männer in Ost und West und in anderen konkreten gesellschaftlichen Kontexten angeeignet haben. Diese Beiträge sind Fallstudien, die größtenteils auf narrativen Interviews basieren, die

von den allermeisten Autorinnen mittels (inzwischen innerhalb der deutschen Biographieforschung zur methodischen Norm aufgestiegenen) rekonstruktiven Analyseverfahren ausgewertet werden. Diese wiederum fokussieren auf wenige AkteurInnen („Fälle“) und im Extremfall auf nur einen „Fall“. Das bringt mit sich, dass in einigen Aufsätzen eher psychologisierend denn sozialwissenschaftlich interpretiert wird. Sodann wird in anderen Beiträgen wider den methodischen Anspruch relativ rasch typologisiert; „Einzelfällen“ werden vertraute Eindeutigkeiten zugeschrieben, etwa wenn plötzlich doch wieder ein „typisch westdeutsches“ Ehepaar auftaucht (233–258). Dass viele Beiträge auf Diplomarbeiten und Dissertationen basieren, ist begrüßenswert, hat aber zur Folge, dass fast jede Autorin aufs Neue den theoretischen und methodischen Kanon referiert. Aber das muss in wissenschaftlichen Qualifikationsarbeiten und aus ihnen hervorgegangenen Arbeiten wohl so sein.

Damit nun aber kein falsches Bild entsteht: Zahlreiche Fallstudien dieses Bandes sind erhellend, stellen eindeutige Kategorien und Zuschreibungen in Frage und beleuchten komplexe Geschlechterkonstruktionen. Nur einige Beispiele können genannt werden: So befasst sich etwa Jutta Wergen mit Frauen in Männerberufen, im Konkreten mit westdeutschen Lkw-Fahrerinnen. „Zwischen professionellem und privaten Geschlecht“ nennt sich ihr Beitrag, in dem sie herausarbeitet, wie sich Lkw-Fahrerinnen in ihrer beruflichen Welt, um Anerkennung zu erhalten, kulturelle Praktiken ihrer männlichen Kollegen im Sinne eines „doing masculinity“ aneignen (227). Die Frauen sind dann im Privaten – in Freizeit und Familie – damit konfrontiert, einem ‚klassischeren‘ Bild von Weiblichkeit zu entsprechen, um wiederum hier Anerkennung zu bekommen. Ute Luise Fischer beleuchtet „weibliche Erwerbsbiografien in Sachsen“, vor allem von Gleichstellungsbeauftragten. Alle interviewten Frauen wurden vor 1989 in der DDR sozialisiert. In ihren biographischen Selbstrekonstruktionen zieht sich das Bild eines geschlechtsneutralen Berufsalltags im Sozialismus durch; ebenso sehen sie die reproduktive Tätigkeit als selbstverständliche Aufgabe von Frauen an. Die aktuelle Arbeitslosigkeit gerade von Frauen in Ostdeutschland wird von den Interviewten zwar bedauert, aber zugleich als Chance gesehen, dass Frauen Mutterschaft und Familie mehr Raum geben – was die Autorin unter anderem als eine „Verwestlichung“ der befragten ostdeutschen Frauen deutet (207). Noch ein letztes Beispiel: Eva Maeder und Jolanda Nydegger analysieren vergleichend zwei bäuerliche Frauenleben – das eine im Sibirien südlich des Baikalsees, das andere im Schweizer Pättigau. Was geografisch weit entfernt ist und vom historischen politischen Kontext her unterschiedlicher nicht sein könnte, erweist sich im genauen Blick als einander näher, als man hätte vermuten können. Beide Frauenleben sind gekennzeichnet durch traditionelle bäuerliche Dorfstrukturen mit ihrer Geschlechterhierarchie; die selbst geleistete schwere Arbeit ist für beide Frauen das zentrale biographische Thema. In diesem und drei weiteren Beiträgen des Bandes werden explizit auch nicht-deutsche Themen und Lebenswelten besprochen. Gerade dadurch verflüssigt sich die in deutschen Landen lieb gewonnene Differenz „Ost-West“. Der Band ist damit nicht zu einer deutschen Nabelschau geworden. Auch das ein Pluspunkt!